

HRSG. FRANZISKA RÖCHTER

# FASSADEN FLUCHT

POLITISCHE DICHTUNG  
DER GEGENWART II

VORWORT BERNHARD WINTER

*chili*  
verlag

BERNHARD WINTER

REVOLUTION! LYRIK ALS STACHEL  
DER POLITIK

„Wer nur ein einziges Mal in seinem Leben Revolutionär war, der war es nie“. Mit diesem Satz zielt im Jahr 1931 der Dichter Franz Werfel in seiner Rede „Realismus und Innerlichkeit“ auf den, der nur so lange Interesse an einer gerechten Welt, an einer Veränderung der Verhältnisse hat, bis „seine Gruppe zur Macht gelangt, und dann klassen- oder parteimäßig unterkriecht“ und ein „saturierbarer Interessent“ wird. Die Revolution aber, sagt Werfel, ist ewig, „ihr großes Geheimnis bleibt, dass die Front unaufhörlich wechselt“. Und fährt fort: „Wir aber, die wir das Leben verteidigen wollen, wir müssen uns sammeln, wir müssen eine Masse bilden, eine aufrührerische ... Weltfreundschaft gegen die Weltverödung“.

Die Verlockungen und Annehmlichkeiten des saturierten politischen Unterkriechens sind groß: zu den Mächtigen gehören, in der ersten Reihe sitzen, einen Dienstwagen fahren, freundliche Ja-Sager um sich haben, in der Zeitung stehen, einen Orden verliehen bekommen, materielle Privilegien ... Gerechtigkeit? Solidarität? Die Änderung der Verhältnisse? Die Dinge können nun bleiben, wie sie sind – meine, unsere Schäfchen sind ja im Trockenen.

Was kann ein kleines Gedicht hier tun?

Es kann den Spiegel vorhalten.

Es kann Mut machen.

Es kann Stachel sein.

Es kann fragen, es kann benennen, es kann brüllen – ja, es kann jeden Tag neu die Parole zur Revolution ausgeben.

1773 hat das Gottfried August Bürger vorgemacht: „Wer bist du, Fürst, dass ohne Scheu zerrollen mich dein Wagenrad, zerschlagen darf dein Ross?“ Heinrich Heine hat 1844 seine schlesischen Weber aufschreien lassen: „Deutschland, wir weben dein Leichentuch, wir weben hinein den dreifachen Fluch!“ Bert Brecht hat es aus dem Exil im Lied von der Moldau gezeitigt: „Und gehen sie einher auch wie blutige Hähne, es wechseln die Zeiten ... Das Große bleibt groß nicht, und klein nicht das Kleine.“

Wie muss ein Gedicht sein, wenn es die Welt verändern will?

Kurz, laut, wahr.

Kurz: Die Dinge auf den Punkt bringen, die langatmige Rede zum Revolutions-Slogan verdichten, ins Ohr gehen – so sein, dass sich die Verse in Ohr und Herz einprägen. Als Jakob von Hoddis 1911 das Gedicht „Weltende“ schrieb, haben sich Menschen auf den Straßen die einzelnen Zeilen zugerufen und gegenseitig erwidert: „Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut – In allen Lüften hallt es wie Geschrei ...“ Ähnliches wird von einem Leonard-Cohen-Song erzählt: „First we take Manhattan – Then we take Berlin“.

Laut: Das Gedicht hinausrufen, es vertonen, in die Musik der Zeit übersetzen, seine Verse bei Lesungen und auf öffentlichen Plätzen der Welt verkünden. Sie in Zeitungen, ins Radio, auf Plakate bringen. Ein politisches Gedicht kann bereits durch die Wahl seiner Worte laut oder leise sein: Schreibe, rede ich vom „Hunger“ oder der „prekären Lebenssituation“? Vom Konkreten oder vom Abstrakten? Von Fleisch und Blut oder von Ideologie und Hirngespinnsten?

Wahr: Wahr nicht nur für mich – wahr als brandaktuelle Botschaft, die die Vielen in der Tiefe anspricht, ihre Ängs-

te, ihr Hoffen, ihre Lebenswirklichkeit. Eine Botschaft, zu der Menschen sagen: Ja, das kenne ich, das verstehe ich, dieses Wort, diesen Gedanken habe ich gesucht. Die Menschen aufschreckt, neugierig macht, zum ‚Etwas tun‘ treibt – dagegen, dafür, heiß oder kalt, in die Sozialarbeit, in die Bürgerinitiative, auf die Straße, vors Weiße Haus.

Ein Gedicht, das den Namen „Politisches Gedicht“ verdient, jammert nicht einfach vor sich hin und beklagt die Verhältnisse. Es will treffen, es kann treffen, kann in seiner Zielgenauigkeit zum Hit im ungemütlichen Sinn werden. Zum Stachel, der die Mächtigen in Bewegung hält, zur Parole, die die Revolution ausruft, zum Kampf-Zeichen einer aufrührerischen Weltfreundschaft gegen eine menschenverachtende Weltverödung.

Bernhard Winter, 2015